

ZUR PERSON

Hussein Chalayan, 1970 in Nikosia geboren, gründete nach seinem Studium am Central Saint Martins College of Art and Design in London ebenda 1994 sein eigenes Modeunternehmen. Chalayan, der die Grenzen zwischen Kunst und Design verwischt, wurde mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet; 2006 etwa wurde er für seine Verdienste um die britische Modeindustrie als Mitglied in den Order of the British Empire aufgenommen.

Er kooperierte mit zahlreichen großen Marken wie Topshop oder Marks & Spencer, stattete die Musikerin Björk aus, agierte zwischenzeitlich als Kreativdirektor von Puma und präsentierte seine eigenen Kollektionen erst auf der Londoner, später auf der Pariser Fashion Week. Seit 2019 ist Hussein Chalayan Modeprofessor an der Hochschule für Wirtschaft und Technik Berlin (HTW).



Kürzlich präsentierte Hussein Chalayan, einer der prägendsten Designer seiner Generation, eine Art filmische Retrospektive im Kino Babylon.

MUSTAFAH ABDULLAZIZ (2)

„Viele Modestudenten sind am Leben in der DDR interessiert“

Hussein Chalayan wurde in der letzten geteilten Hauptstadt der Welt geboren, heute ist er Modeprofessor im wiedervereinigten Berlin. Wir sprachen mit dem Avantgardisten, noch bevor seine Studenten am Dienstag auf der Fashion Week ihre Werke zeigen

INTERVIEW: MANUEL ALMEIDA VERGARA

Wenn am Dienstagabend im Rahmen der Fashion Week studentische Abschlusskollektionen präsentiert werden, dann sehen die glücklichen Gäste die Arbeiten von durchaus prominent ausgebildeten Absolventinnen und Absolventen: In Hussein Chalayan hat die Stadt, Jahre nach dem Abschied Vivienne Westwoods, endlich wieder einen lehrenden Stardesigner. Auch wenn das längst nicht jede und jeder mitbekommen hat.

2019 ist Chalayan seine Professur an der Hochschule für Technik und Wirtschaft Berlin angetreten; kurz vor Ausbruch der Pandemie, die jede öffentlichkeitswirksame Einführung unmöglich machte. Erst vor wenigen Wochen veranstaltete die Hochschule dann einen Abend im Kino Babylon, an dem

in einer Art filmischer Retrospektive die Arbeit des britisch-zyprischen Designers und mithin auch er selbst vorgestellt wurde.

Und ohnehin: Hussein Chalayan – das mag in der Mode ein überaus prominenter, überaus respektierter Name sein; Chalayan gilt als einer der prägenden Designer seiner Generation. Einem modefremden, großen Publikum aber ist er kaum bekannt. Was auch daran liegen mag, dass er in seiner 30 Jahre umspannenden Karriere nie gefällige, sondern immer kopflastige Kollektionen vorgestellt hatte.

Wie wenige andere Vertreterinnen und Vertreter seiner Zunft – der Belgier Martin Margiela etwa, der Österreicher Helmut Lang, zuvor schon die japanische Avantgarde um Rei Kawakubo und Yohji Yamamoto – prägte Chalayan in den Neunzigern und im frühen neuen Jahrtausend eine intellektuelle Mode, die sich weniger über das

letztendliche Produkt als über die vorangegangene Forschungsarbeit definiert.

Schon für seine Abschlusskollektion am renommierten Central Saint Martins College of Art and Design in London vergrub er 1993 mit Metallstäben gespickte Seidenkleider für Monate in der Erde, um den Zersetzungsprozess des zarten Materials zu dokumentieren. Später entwarf er etwa durch Auto- und Flugzeuginnenräume inspirierte Lederkleider (Kollektion „Echoform“, Herbst 1999), basierend auf einer Erforschung des Zusammenhangs zwischen Geschwindigkeit, Raum und Wohlbefinden, oder er entwickelte als Kleidung tragbare Möbelstücke (Kollektion „Afterwords“, Herbst 2000), um sich Themen von Flucht und Vertreibung zu nähern.

Nach der Veranstaltung im Babylon und vor der Fashion Week haben wir den 1970 im zyprischen Nikosia geborenen Künstler und

Designer zum Gespräch getroffen – über die Transformation persönlicher Erlebnisse hin zu universellen Themen, über das Aufwachsen in einer geteilten und die Arbeit in einer wiedervereinigten Stadt, und über die Hoffnungen, die er für eine neue Generation an Modeschaffenden formuliert.

Herr Chalayan, vor wenigen Wochen haben Sie während einer Veranstaltung im Kino Babylon Videos Ihrer Modenschauen aus den vergangenen 30 Jahren gezeigt. Mich hat der Abend zurückversetzt in die Zeit meines Modestudiums, als ich mich sehr stark mit Ihrer Arbeit auseinandergesetzt habe; ich würde durchaus von einem emotionalen Erlebnis sprechen. Wie war diese kleine Zeitreise für Sie selbst?

In meinem Leben ging und geht es immer um das nächste Projekt, um das, was als Nächstes kommt. Da bleibt kaum Zeit, zurückzuschauen. Insofern hat mir dieser Abend, vor allem auch seine Vorbereitung, erst einmal die schiere Menge an Arbeit vor Augen geführt, der ich mich in meiner bisherigen Karriere gewidmet habe. Die viele Energie, die dort hineingeflossen ist. Sicher kann das eine Projekt planerisch und gestalterisch zum nächsten führen, aber letztlich entsteht jede Kollektion ja aus dem Nichts heraus. Diese gesammelten Werke noch einmal so geballt zu sehen, hat auch auf mein Selbstbewusstsein rückgewirkt, und ich habe diesen Abend gestärkt für neue Aufgaben beendet.

Ist Ihnen, in dieser geballten Form, wie Sie sagen, etwas an Ihrem Werk aufgefallen, dass Sie so bisher noch nicht gesehen hatten?

Das würde ich nicht sagen. Mir ist vor allem bewusst geworden, wie schwierig es ist, die eigene Arbeit zu kuratieren. Also auszuwählen, was ich in dieser einen Stunde zeigen will und was eben nicht. Ich habe das als eine gute Disziplin erlebt, die den Blick schärft auf das eigene Schaffen. Allerdings war es gar nicht so leicht, eine gute Balance zu finden: Schließlich wollte ich sowohl Menschen wie Sie, die mit meiner Arbeit bereits vertraut sind, als auch Gäste erreichen, die meine Kollektionen vielleicht noch gar nicht kennen.

Sie sagten an diesem Abend in einem Nebensatz, dass es eine Kollektion gebe, die Sie in ihrer Gänze nicht mehr öffentlich zeigen könnten. Ich nehme an, es ging dabei um die Kollektion „Between“ aus dem Frühjahr 1998.

Das ist richtig. Im Vorfeld dieser Kollektion hatte ich mich intensiv mit verschiedenen Religionen und Kulturen auseinandergesetzt und wollte erforschen, wie die Menschen in diesen unterschiedlichen Kreisen ihr persönliches Territorium definieren. Wie sie geboren und dann konditioniert werden, etwas Bestimmtes zu sein. Und wie in solch engen Gefügen auch der Mangel an Identität oder Individualität zu einem eigenen Territorium werden kann. Es gab Models, deren Gesichter von hölzernen Trichtern verdeckt, oder deren natürliche Körperformen von kokonartigen Silhouetten negiert wurden.

Und es gab auch eine Reihe von Models, die ich Stück für Stück mehr bekleidet auf den Laufsteg geschickt habe, angefangen bei einer Frau, die nichts außer einer Maske trug, bis hin zu einer, die in einen traditionellen Tschador gehüllt war.

Und deswegen können Sie einige Videos und Fotos dieser Kollektion heute nicht mehr öffentlich zeigen?

Einige Menschen haben das schon damals als kränkend empfunden, worum es mir überhaupt nicht ging. Es gibt einen großen Unterschied zwischen Provokation und Beleidigung. Sicherlich wollte ich mit dieser Kollektion, mit meiner Forschung dahinter, etwas im Betrachter provozieren. Das ist ja das Angebot, das ich als Designer mache. Aber diese Kollektion heute wieder zu zeigen, würde für mich bedeuten, mich in Gefahr zu begeben. Die Atmosphäre ist heute eine andere, als sie damals war.

Hatte die Inszenierung zu „Between“ trotzdem auch schon damals, Ende der Neunziger, einen negativen Einfluss auf Ihre Geschäfte?

Diese konkrete Kollektion vielleicht nicht. Aber es gab einen Punkt, ab dem mein eigener Name einen negativen Einfluss hatte. Nach dem 11. September war das durchaus spürbar. Es gab in den USA einige Geschäfte, die meine Kollektionen nicht mehr ordern wollten, weil sie glaubten, unter dem Namen Hussein Chalayan ließe sich dort keine Mode mehr verkaufen. Das war zwar nicht die Mehrzahl der Geschäfte, mit denen ich zusammengearbeitet habe, aber doch ein Teil davon.



Chalayan pendelt zwischen London und Berlin.

Das muss schmerzhaft gewesen sein.

Ja, das war es. Und es war vor allem schwer zu ertragen, weil es so albern ist.

Sie sagten eben, die Atmosphäre sei heute eine andere als damals. Die Themen aber, zu denen Sie seit rund 30 Jahren arbeiten – Identität, Territorium, Heimat, Heimatverlust, Vertreibung –, sind aktueller denn je. Bedeutet das, dass Sie jede Ihrer Kollektionen im Grunde heute noch mal genauso machen könnten?

Theoretisch könnten diese Kollektion auch heute entstehen, ja. Sie haben von ihrer thematischen Relevanz nichts verloren. Objektiv betrachtet ist das aber kein Kompliment an mich, sondern zeigt vor allem, dass sich manche Dinge nicht geändert haben. Dass wir uns als Gesellschaft nicht verbessert, nicht aus der Vergangenheit gelernt haben. Es gibt noch immer Krieg und Vertreibung, es mangelt noch immer an einer umfassenden Sensibilität.

Es sind universelle Themen, mit denen Sie sich beschäftigen. Und doch sind sie immer auch persönlich gefärbt. Sie sind in Nikosia geboren und mussten im Zuge des Zypernkonflikts Ende der Siebziger im Alter von acht Jahren mit ihrer Familie nach Großbritannien fliehen.

Ich würde sagen, es gibt viele Facetten des Lebens, die aus einem persönlichen Anliegen heraus entstehen, aber eine universelle Anwendbarkeit haben. Ich bin aufgewachsen mit der Teilung, mit einer türkischen und einer griechischen Seite, auch mit der britischen Kolonialgeschichte Zyperns. Dass meine Familie einen Krieg durchmachen musste und vertrieben wurde, hat mich zum Beispiel zu „Afterwords“ inspiriert.

Sie sprechen von der Herbstkollektion im Jahr 2000, einer Ihrer ikonischsten Inszenierungen. Damals haben Sie in Anlehnung an die Flucht-Thematik tragbare Möbel entworfen, etwa einen Kaffeetisch, der sich zu einem hölzernen Rock umfunktionieren lässt.

Richtig. Das war zwar eine sehr persönlich geprägte Kollektion. Aber meine Familiengeschichte ist ja nur eine von vielen, die durch die Konflikte in Zypern, oder durch ganz andere Auseinandersetzungen geprägt wurden. Insofern glaube ich, dass diese Kollektion trotz ihrer persönlichen Komponente auch zu ganz vielen anderen Menschen auf der Welt gesprochen hat.

Ihre Geburtsstadt ist nach wie vor in einen türkischen und einen griechischen Bereich unterteilt. Damit ist Nikosia heute die letzte geteilte Hauptstadt der Welt. Mittlerweile sind Sie Professorin an der Hochschule für Technik und Wirtschaft Berlin, arbeiten also in einer Stadt, die ihre Teilung vor gar nicht langer Zeit überwunden hat. Beschäftigt Sie diese Parallelität zwischen den beiden Orten?

Absolut. Ich habe auch einige Projekte gemacht, die mit dem Thema der Teilung zu tun haben. Ich interessiere mich dabei vor allem für die Pufferzonen, für das Dazwischen. Für ein belgisches Magazin habe ich zum Beispiel mal an einem Artikel über den Internationalen Flughafen Nikosia gearbeitet, der in einer solchen Pufferzone zwischen Nord- und Südzypern liegt. Im Zuge des Zypernkonflikts wurde der Flughafen aufgegeben, er liegt nun verlassen im Grenzgebiet, eingefroren in der Zeit. Heute frage ich manchmal meine Freundin Grit Seymour (ehemaliges Model und heute ebenfalls Professorin an der HTW, Anm. d. Red.), die in der DDR aufgewachsen ist, wie sie die Teilung damals erlebt hat.

Und was erzählt sie Ihnen dann?

Dass es viele, viele Parallelen zwischen ihrer und meiner Kindheit gibt. Ich lebte mit meiner Familie direkt an der Grenze, über die Pufferzone hinweg konnten wir also die andere Seite sehen. Das hat meine Neugierde sehr gefüttert. Seither interessiere ich mich, auch im übertragenen Sinn, besonders für das, was man nicht sehen kann, weil es in verbotenen Zonen liegt. Als ich damals besagtes Flughafen-Projekt gemacht habe, konnte man die Grenze zwischen Nord- und Südzypern noch nicht überschreiten. Da brauchte ich eine Sondererlaubnis, das war mit einem großen Aufwand und auch mit Ängsten verbunden. Heute kann man die Grenze passieren, auch wenn es noch immer einen Checkpoint gibt. In Berlin ist das so natürlich nicht mehr gegeben, aber es liegt noch immer etwas in der Luft, das daran erinnert.

Interessieren sich auch Ihre Studierenden noch für Themen der deutschen Teilung? Immerhin hat Ihre Hochschule eine DDR-



Grüßen an Pina Bausch: Chalayans Kollektion „Afterwords“, Herbst 2000

CHRIS MOORE (3)



Heftig umstritten: Chalayans Kollektion „Between“, Frühjahr 1998



Aus der Kollektion „Between“, Frühjahr 1998

selbst ständig damit beschäftigt sind, andere Menschen zu beobachten und zu bewerten. Dabei müssten wir wieder mehr in unser eigenes Leben, unser eigenes Sein zurückfinden. Bei sich selbst zu sein, bedeutet auch, andere besser als das akzeptieren zu können, was sie sind. Ich glaube ganz fest daran, dass wir nicht immer in allem übereinstimmen müssen, um ein Zusammengehörigkeitsgefühl zu verspüren. Wir können auch ganz unterschiedlicher Meinung sein, uns darüber austauschen und trotzdem harmonisieren.

Wie gesagt: Ich habe eher das Gefühl, in der Mode geht es heute vor allem um eine zwanghafte Suche nach Gemeinsamkeiten.

Ich glaube, das hat auch mit dem Selbstbewusstsein derer zu tun, die Mode machen. Es braucht ja eine große Selbstsicherheit, um etwas auch über Widerstände hinweg zu machen. Aber gerade kreative Menschen werden häufig von Selbstzweifeln geplagt – oft landen sie deswegen überhaupt erst in einem kreativen Bereich. In der Kreativität und im Ausleben ihrer Kreativität finden sie eine Möglichkeit, zu kommunizieren, wenngleich sie sich sonst missverstanden fühlen von der Welt. Das böte eigentlich das Potenzial für sehr feinsinnige, gestreichte Kollektionen. Aber Sie haben recht: Die sieht man heute viel weniger.

Ist die Zeit der intellektuellen Mode vorbei?

Es gibt jedenfalls weniger Raum dafür, was auch daran liegt, dass es heute zu viel von allem gibt. Zu viele Informationen, zu viele Bilder, zu viele Produkte. Dass es mittlerweile viel mehr um das Produzieren als um das Gestalten, mehr um das Produkt als um den Inhalt geht, verwässert die Modekultur. Wenn es vor allem um Stückzahlen und Geschwindigkeiten geht, bleibt keine Zeit, kein Raum mehr für forschende, kreative Arbeit. Und umgekehrt haben auch die Konsumentinnen und Konsumenten, ständig mit Tausenden von Dingen konfrontiert, kaum noch die nötige Energie, um sich einlassen zu können auf intellektuelle, kunstvolle Mode. Ihnen fehlen die Möglichkeiten, sich wirklich konzentrieren zu können und verstehen zu wollen, woher eine Idee kommt.

Im Rahmen der Berlin Fashion Week präsentieren einige Absolventinnen und Absolventen der HTW am Dienstagabend ab 21 Uhr ihre Abschlusskollektionen im Atrium Tower am Potsdamer Platz. Wenige Resttickets ab 10 Euro gibt es noch unter neofashion.de

„Nur wenn man etwas macht, an das man glaubt, kann daraus auch wirklich etwas entstehen.“

Geschichte; zu den Vorgängereinrichtungen der HTW gehörte unter anderem die 1948 gegründete Ingenieurhochschule Berlin.

Ja, ich treffe immer wieder auf Studierende, die an der Geschichte der Teilung, vor allem aber am Leben in der DDR interessiert sind. Es gibt immer mal wieder Studentenprojekte, die damit zu tun haben. Ich glaube auch, bei jenen Studierenden, deren Eltern in der DDR aufgewachsen sind, eine andere Erziehung zu erkennen – so wie ich das einschätze, eine weniger materialistische Erziehung. Das imponiert mir sehr.

Selbst wenn sich diese Studierende thematisch nicht ausdrücklich mit ihrer Familien- oder Herkunftsgeschichte auseinandersetzen, erkenne ich in den Referenzen, auf die sie sich beziehen, doch immer mal wieder, dass sie aus dem Osten Deutschlands kommen. Manchmal fühle ich auch eine gewisse Verbundenheit, weil es durchaus Parallelen gibt zu Nordzypem im Kontrast zum viel reicheren Südzypem, wo alles immer verfügbar war.

Gibt es eine konkrete Sache, die Sie allen Ihren Studierenden mit auf den Weg geben wollen?

Authentizität und Individualität, das sind für mich zwei ganz wichtige Begriffe. Nur wenn man etwas macht, an das man glaubt, kann daraus auch wirklich etwas entstehen. Daran glaube ich ganz fest.

Aber sind Authentizität und Individualität wirklich das, was in der aktuellen Modebranche noch gefragt ist? Mir scheint es oft, als ginge es heute vor allem um Gemeinschaft und Gleichheit. Darum, etwas zu finden, das möglichst vielen Menschen gefällt.

Nun, es gibt jedenfalls einen Mangel an beidem, an Authentizität und Individualität. Und deswegen würde ich mir wünschen, dass meine Studierenden genau das wieder wertschätzen lernen und in die Welt hinaustragen. Wir leben in einer Zeit, in der wir unser Sein komplett von den Meinungen anderer Menschen abhängig machen. Und in denen wir im Umkehrschluss auch



It's a stretch: Tänzer im Chalayan-Trikot in „Gravity Fatigue“ am Sadler's Wells, 2015



Stella Tennant in der „Medea“-Kollektion, 2002



Kostümbild von Hussein Chalayan: Weltpremiere von „Gravity Fatigue“ am Sadler's Wells-Theater in London, 2015

IMAGO (3)